



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Schule und Politik : eine Abiturientenentlassungsrede

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Schule und Politik

Eine Abiturientenentlassungsrede

Von Otto Kaemmel (in Leipzig)



Als ich diesmal den Jahresbericht für das Osterprogramm schrieb, war es mir, als ob ich einen nur durch wenige andre Vorkommnisse unterbrochenen Festbericht zu liefern hätte. Denn zu den gewöhnlichen vaterländischen Feierlichkeiten, die sich seit fünf- und zwanzig Jahren alljährlich wiederholen, waren in diesem großen Erinnerungs- und Jubeljahre noch mehrere besondere getreten: der achtzigste Geburtstag des Fürsten Bismarck, die Huldigungsfahrt nach Friedrichsruh, der Empfang des Kaisers und des Königs bei der Einweihung des Reichsgerichts und die Feier des 18. Januar, und mochte es auch manchem fast zuviel des Guten dünken, alle diese Tage waren mit gleicher Begeisterung begangen worden. Wie anders war es früher! Noch vor vierzig Jahren begingen die höhern Schulen Sachsens von vaterländischen Festen nur den Geburtstag des Königs, und auch diesen erst seit wenigen Jahren; an das große deutsche Vaterland, an siegreiche Schlachten, an ruhmvolle Erfolge hatte die Schule nicht zu erinnern. Erst das Jahr 1859 brachte die ganz unpolitische nationale Feier des hundertjährigen Geburtstags Schillers; die Feier der Leipziger Schlacht im Jahre 1863 wurde an manchen Anstalten nicht ohne einen gewissen Kampf durchgesetzt. So unsicher standen wir noch vor einem Menschenalter zu unsrer großen deutschen Vergangenheit! Und gehen wir noch weiter zurück, in die erste Hälfte unsers Jahrhunderts, und fragen, was denn damals die höhere Schule ihren Zöglingen an patriotischen Festen geboten habe, so ist die Antwort: nichts, gar nichts.

Denn die Schule steht zum Staatsleben ungefähr so, wie das Volk im

ganzen. In dem absoluten Staate, der nur beruhte auf dem Monarchen, dem Beamtentum und dem Heere, hatte das Volk nur einen leidenden und stummen Anteil, und so stand auch die höhere Schule halb außerhalb des Staats. War sie doch auch nur in den seltensten Fällen eine Veranstaltung des Staats, in den meisten eine Einrichtung der Kirche oder der Gemeinde, und zwar eine recht untergeordnete, recht stiefmütterlich behandelte Einrichtung, und hatte doch auch ihr ganzer Unterricht in seiner formalistischen Weise und dem alles andre weit überwiegenden grammatisch-rhetorischen Betriebe des Lateinischen etwas Weltfremdes; von vaterländischer Litteratur und Geschichte hörte der Schüler nichts; beides gab es für ihn nur im klassischen Altertum. In dem konstitutionellen Staate, der auf die Teilnahme aller seiner Bürger begründet ist, nimmt auch die Schule ihren Anteil an großen Ereignissen, und vollends im nationalen Staate! Ist sie doch auch längst unter die Aufsicht und größtenteils auch unter die Verwaltung des Staats getreten und hat den nationalen und modernen Bildungselementen einen breiten Zugang eröffnet. Der Gegensatz ist ungeheuer. Als im Dezember 1745 die Wellen des zweiten schlesischen Krieges auch den stillen Schulberg der Fürstenschule St. Afra in Meissen umbrandeten, als Friedrich der Große sein Hauptquartier in der alten Markgrafenstadt aufschlug, und der Kanonendonner vom nahen Kesselsdorf her die Luft erschütterte, da empfand das der junge Lessing schlechterdings nur als eine lästige Störung der friedlichen gelehrten Studien; die Bedeutung des Kampfes auch nur für sein sächsisches Heimatland bekümmerte ihn nicht. Wie anders 1870! Erst vor wenigen Wochen, am 18. Januar, habe ich zu schildern versucht, wie damals ein sächsisches Gymnasium gelebt hat, wie es herzlichen, fast leidenschaftlichen Anteil nahm an den Ereignissen dieser unvergleichlichen, gewaltigen neun Monate, und ich habe damit keine Ausnahme geschildert, sondern nur ein Beispiel, das sich auch heute hundert- und tausendfach wiederholen würde. Denn wir sind eine Nation geworden.

Doch ich will heute nicht die historische Frage behandeln, wie sich die höhere Schule auf den verschiedenen Entwicklungsstufen des Staats- und Schullebens zum Staate, zur Politik gestellt hat, ich möchte vielmehr fragen: wie hat sie sich zu beiden heute, unter den modernen Verhältnissen des Verfassungsstaats und des nationalen Reichs, zu stellen? Ich möchte heute, wo wir abermals eine Schar von Jünglingen entlassen, damit sie, so Gott will, reif nicht nur nach den Ziffern des Zeugnisses, sondern reif auch innerlich, an den Aufgaben der Schule gemessen, künftig ihren Weg wählen nach eignem Ermessen und eigener Erwägung, eine Erörterung anstellen über das Thema: Schule und Politik. Die Antwort, wie sich beide heute zu einander verhalten sollen, läßt sich in wenige Worte zusammenfassen: Die Schule soll den Schülern fern halten, was uns trennt, nahe bringen, was uns eint. Und dies fällt beinahe zusammen mit dem Unterschiede zwischen innerer und äußerer Politik. Im

freien Staate sind Parteien natürlich und notwendig, Parteien, die mindestens über die Wege zum Ziele, oft genug auch über die Ziele selbst verschiedener Ansicht sind. Ihr Kampf, so oft er auch stören mag, ist doch notwendig, denn er bewahrt das Staatsleben vor Erstarrung, sichert neu auftauchenden Bedürfnissen und Ideen eine Vertretung, bewahrt den Bürger selbst vor Gleichgiltigkeit und zwingt ihn, sich selbst ein Urtheil zu bilden. Solon wußte wohl, warum er jedem athenischen Bürger die Teilnahme an den Parteikämpfen zur Pflicht machte. Der Schüler aber ist noch nicht frei, er hat noch kein eignes Urtheil, weil er noch nicht fertig ist, er steht noch unter der Zucht des Elternhauses und der Schule, beide richten ihm den Willen und wirken mit an der Bildung seiner Anschauungen. Er kann und darf also in innerpolitischen Fragen noch gar nicht wirklich Partei ergreifen. Die Schule als solche aber soll sich niemals zum Werkzeug einer Partei erniedrigen, auch nicht einer herrschenden, denn sie würde mit der Vertretung einer bestimmten Parteirichtung nicht nur auf die Schüler unter Umständen einen dem beabsichtigten gerade entgegengesetzten Eindruck machen, sondern sie würde, was wichtiger ist, ihr innerstes Wesen schädigen, und das ist die Wahrhaftigkeit. Keine Partei hat die ganze Wahrheit, keine kann gegen die andre gerecht sein, denn jede steht im Kampfe, und jede hat nur vorübergehende Bedeutung und Berechtigung. Die Schule aber soll das Große, das Dauernde vertreten, ihre Lehrer dürfen nicht gezwungen sein, gegen ihre Überzeugung zu reden, also zu heucheln, sie würden damit ihre sittliche Wirkung auf ihre Schüler selber untergraben. Als im Jahre 1837 in Hannover die feierlich beschworne Verfassung gebrochen wurde, da protestirten sieben Göttinger Professoren, weil sie die sittliche Grundlage ihres Wirkens gefährden würden, wenn sie diesen Eidbruch auch nur stillschweigend guthießen, und ihre mannhafte That zeigte zum erstenmale dem deutschen Volke, daß deutsche Gelehrte nicht immer die verspotteten Stubengelehrten sind, sondern von ihren idealen Gesichtspunkten aus oft schärfer und richtiger sehen, als die gerühmten Männer der Praxis. Und weil aller Unterricht nicht dazu da ist, zur Parteigefinnung zu erziehen, sondern zur Gefinnung, so hat das deutsche Gymnasium fast einmütig sogar die Zumutung abgelehnt, unmittelbar vor den Schülern die sozialdemokratischen Irrlehren zu bekämpfen, so sehr es die phantastischen Ziele und die wüste Agitation ihrer Vertreter verwerfen mag. Denn zu entscheiden, wie diese schwere Krankheit unsers Volkskörpers geheilt werden könne, kann nicht Sache der Schule sein, ganz abgesehen davon, daß Thatfachen nicht durch Worte aus der Welt geschafft werden können, sondern nur durch Thaten, und die Schule verfügt nur über das Wort.

Soll nun etwa der Lehrer sich keine Überzeugung über innerpolitische Fragen bilden dürfen? Gewiß darf er das heutzutage nicht nur, sondern er soll es auch; auch er soll diese Forderung nicht mit der Bemerkung ablehnen

dürfen: „Ich bin kein Politiker,“ denn er ist nicht nur Lehrer, sondern auch Bürger eines Verfassungsstaats, und er hat in seinem Amtseide die Verfassung des Landes mit beschworen. Wozu denn sonst der Preis antiker Bürgertugend, wenn wir sie selbst nicht üben wollen? Wie weit er von dieser seiner Überzeugung aus in den Kampf der Parteien persönlich und thätig eingreifen darf, diese schwierige Frage zu entscheiden, ist nicht Aufgabe der Schule, also auch nicht dieses Orts; sicher aber gehört seine Parteiansicht nicht in die Schule und nicht vor die Schüler, weil sie eben eine Parteiansicht ist und den Zwist des Lebens in die Schule tragen würde, die davon frei bleiben muß.

Wie aber? Kann und soll die Schule gar nichts dazu thun, ihre Zöglinge so auszurüsten, daß sie sich dereinst eine eigne politische Meinung bilden können? Soll sie das etwa ganz dem Elternhause überlassen oder gar dem Zufall?

Gewiß nicht. Sie soll vielmehr das leisten, was sie nach ihrem Wesen und nach den Verhältnissen unsrer Zeit vermag. Sie soll ihren reifern Schülern die Einsicht in das Wesen des geschichtlichen Werdens im weitesten Sinne vermitteln. Sie soll ihnen zeigen, wie eins immer aus dem andern wächst, die Gegenwart aus der Vergangenheit, die Zukunft aus der Gegenwart, wie die Geschichte keinen Sprung kennt und daher allem Radikalismus, er mag auftreten, auf welchem Gebiet er will, entgegen ist, wie nicht nur Verhältnisse und Ideen die Geschichte machen, sondern lebendige Menschen, die verantwortlich sind für das, was sie thun, wie eine sittliche Weltordnung das Ganze beherrscht und ohne diese Voraussetzung die Entwicklung der Menschheit ein wüstes, trostloses Chaos sein würde, und sie soll, indem sie zu vorurteilsfreier Betrachtung des Geschehenen und Gewordenen anleitet, Begeisterung für alles Große und für das Vaterland in den jungen Seelen entzünden, denn das Beste, was wir von der Geschichte haben, sagt Goethe, ist der Enthusiasmus, den sie erregt. Solche Einsicht und solche Gesinnung zu pflanzen, ist nicht Parteisache; über die nationale, monarchische und christliche Grundlage unsrer Staatsordnung lassen wir nicht mit uns handeln; wer sie verwirft, gehört nicht zu uns und nicht in die Schule.

Wenn die Schule diese Aufgabe löst, soweit sie vermag, so wird sie genug thun für die Vorbereitung zum Leben. Welche Folgen es haben kann, wenn sie das nicht thut, kann ein Beispiel lehren. Das Geschlecht, das vor einem Jahrhundert die französische Revolution gemacht hat, hatte eine solche Erziehung nicht gehabt. Von der Jesuitenschule brachte der junge Franzose damals nichts weiter ins Leben mit als eine gewisse formale Fertigkeit im Latein, eine logisch-rhetorische Abrihtung und eine äußerliche Kirchlichkeit. Von der Geschichte seines eignen Volks hatte er nichts erfahren, seine Ideale sah er in Sparta, Athen und Rom, und diese waren nicht nur republikanisch, sondern auch noch dazu rhetorisch aufgezinkt. Auf diesem Boden erwuchs jener radi-

fale Idealismus, der in diesem uralten Kulturlande nach lustigen abstrakten Theorien einen politischen Neubau aufrichten wollte, wie auf einem noch ganz unbebauten Boden, und schließlich unter Strömen von Blut und Thränen zwar eine neue Gesellschaftsordnung durchgesetzt, aber die Grundlagen einer festen Staatsordnung für immer zerstört hat.

Was bei jener französischen Schulbildung verzeihlich war, da sie in einem absoluten Staate wirkte, und in einer Zeit, die von geschichtlichem Verständnis noch nichts wußte, das wäre bei uns unverzeihlich. Denn wie reich sind die im weitesten Sinne geschichtlichen Bildungsmittel, über die wir verfügen! Wir wollen im Altertum in die völlig abgeschlossene, daher vollkommen übersichtbare und unbefangener Beurteilung zugängliche Entwicklung zweier großen Völker einführen, auf der unsre eigne Kultur beruht, wir zeigen unsern Schülern das Werden und Wachsen unsers eignen Volkes und seiner Litteratur durch dunkle Irrgänge hindurch zu strahlendem Licht, aus düstern Tiefen zu freier Höhe, in Schuld und Leiden, in Kampf und Sieg, wir lassen sie auch einen Einblick gewinnen in die Wandlungen der Kirche. Und das alles sollte, recht angewendet, ohne Einfluß sein? Das sollte den heranwachsenden Jüngling nicht einigermaßen schützen vor blinder Schwärmerei und doktrinärem Eigensinn, das sollte nicht in ihm das Verständnis für seine Zeit und die Fähigkeit, ihre Aufgaben zu lösen, erwecken? Das sollte ihn nicht zum festen Patrioten machen helfen, der die alte Erbsünde unsers Volkes, das Erbstück einer verworrenen und kleinen Vergangenheit, die uns noch heute lähmende politische und kirchliche Parteijucht, überwindet um des Vaterlands willen? Wer das nicht glaubt, der glaubt an die höchste und schönste Aufgabe unsrer Schulen nicht.

Doch wenn es die Schule ablehnen muß, einzutreten in den Streit des Tages um innere Fragen, so wird sie um so mehr berechtigt sein, da teilzunehmen, wo es sich um große allgemeine nationale Angelegenheiten handelt, also in den meisten Fällen um entscheidende Fragen der auswärtigen Politik. Darin liegt die Berechtigung patriotischer Feste für die Schule. Wenn wir die Geburtstage des Königs und des Kaisers feiern, so wollen wir nicht allein hinweisen auf die Ehrfurcht, Liebe und Treue, die wir dem Oberhaupte des Reichs und dem Herrscher unsers Heimatlandes schulden, sondern auch darauf, daß der Monarch hoch über allen Parteien steht, daß sich in ihm die Einheit und Macht des Vaterlandes verkörpert, die zu wahren und zu stärken die Aufgabe aller Parteien ist. Und wenn wir den Sedantag in Reden und fröhlichen Turnspielen feiern, so ist das keine Verhöhnung und Herausforderung unsers damaligen Gegners, sondern die Erinnerung an eine unvergeßliche Zeit und unvergleichliche Erfolge. Aber mit vaterländischen Festen ist es noch nicht gethan. Die Schule hat vielmehr die Aufgabe, bei großen Entscheidungen mindestens ihren reifern Zöglingen das Verständnis zu vermitteln für das, was vorgeht, damit das junge Geschlecht mit empfindet, was es äußerlich mit erlebt,

und Erinnerungen mit hinübernimmt ins Leben, die unendlich mehr wirken, als das bloße Wort. Wenn heute der Ruf zu den Waffen ertönte, wie damals im Jahre 1870, da könnte die Schule ja gar nicht anders, sie müßte ihre Schüler hinweisen auf das, was vorgegangen ist, und auf das, was bevorsteht, sie müßte versuchen, soweit es überhaupt möglich ist, das zum Verständnis zu bringen, was rings um sie vorgeht. Denn sie steht nicht nur äußerlich mitten drin, sondern auch manchem ihrer eignen Angehörigen gälte der Ruf zu den Fahnen, keiner ist unter den Lehrern und Schülern, der nicht mindestens einen Verwandten oder Freund unter denen hätte, die ihm folgen würden, und immer fühlt sie sich als ein Glied des großen Ganzen, als Teil des Vaterlandes. Wie ganz anders stehen wir jetzt, als unter dem absoluten Staate des vorigen Jahrhunderts! Als während des siebenjährigen Krieges Friedrich der Große sich gelegentlich hier im Leipziger Winterquartier um die Häupter der deutschen Litteratur bekümmerte, die er immer noch in Pleiß-Athen suchte, und unter ihnen auch Gellert zu sich berief, da wagte der Dichter und Gelehrte im Verlaufe des Gesprächs die schüchterne Bemerkung: „Wenn Ew. Majestät Deutschland den Frieden geben wollten!“ um sofort, als der König etwas unwirsch entgegnete: „Hat Er denn nicht gehört? Es sind ja dreie wider mich!“ sich ängstlich zurückzuziehen mit der für uns beinahe unverständlichen Bemerkung: „Ich bekümmere mich mehr um alte als um neue Geschichte,“ worauf man das ganze flüchtig angeschlagne politische Thema sofort fallen ließ. Nichts bezeichnender für die damalige Stellung des Lehrstandes zu den allerwichtigsten politischen Dingen, als diese paar Worte! Der König glaubt den sächsischen Gelehrten erst auf die politische Lage hinweisen zu müssen, und dieser lehnt jede Beschäftigung mit der „neuen Geschichte,“ die alltäglich aus dem Rasseln preußischer Trommeln und dem Anblick preußischer Uniformen so eindringlich zu ihm sprach, ab als eine Sache, die ihn gar nichts angehe, die man ihn billigerweise nicht zumuten dürfe. Auch noch dem jungen Ranke in Schulpforte schlug die Kunde von den Schlachten Napoleons wie eine ferne Sage ans Ohr, die ihn weniger berührte, als etwa der Kampf bei den Thermopylen, obwohl er die französischen Heersäulen jahraus jahrein an den Mauern seiner Fürstenschule vorüberziehen sah und den Kanonendonner von Großgörschen hören konnte. Es war damals eben wirklich so, wie Friedrich der Große einmal gesagt hat: „Der friedliche Bürger soll es gar nicht merken, wenn sich die Nation schlägt.“ Die Nation schlug sich eben damals gar nicht, der friedliche Bürger, und vollends der Gelehrte, hatte damals nur einen Beruf, eine Familie, eine Heimat, aber kein Vaterland! Und jetzt? Als im Jahre 1866 der Entscheidungskampf um die Zukunft Deutschlands entbrannte, als unsre sächsischen Truppen das Land räumen mußten und über die Nordgrenze die preußischen Heersäulen hereinbrachen, als sie in endlosen, stundenlangen, unabsehbaren Kolonnen mit blitzenden Bajonetten und wehenden Lanzenfähnchen und

dröhnenden Geschützzügen durch die sächsische Oberlausitz der blauen Bergkette zuzogen, die die Grenze Böhmens bezeichnet, um dort in blutigen Schlachten die bange Frage zu entscheiden, was aus Deutschland und Sachsen werden sollte, als jedes Haus Einquartierung hatte und fast jeder Tag Gefangne und Verwundete, mancher auch eroberte, kothbedeckte, blutbespritzte Geschütze und Wagen brachte, als die dumpfen Schläge des Kanonendonners von Münchengrätz herüberklangen, da drängten die Schüler des Gymnasiums in Zittau geradezu ihre Lehrer, sie sollten ihnen erklären und deuten, was denn da eigentlich unter ihren Augen vorgehe, was sie mit erschütterter und zweifelnder Seele sahen, und da war keiner, der sich diesen Bitten versagt hätte. Und doch, wie schwer war es in diesem Augenblick, eine Erklärung zu geben, denn wir standen im Bürger- und Bruderkriege, und wir vermochten mit ganzem Herzen weder hüben noch drüben zu sein! Mit wie gehobner Stimmung haben wir dagegen dieses Verlangen und diese Verpflichtung im Jahre 1870 erfüllt! Unter dem, was ich am 18. Januar von dem Leben eines sächsischen Gymnasiums während dieser Zeit erzählte, habe ich auch darauf hingewiesen, und ich wiederhole es heute, ohne mir irgend ein Verdienst daraus machen zu wollen, bloß, weil es zur Sache gehört, wie ich damals in allen meinen Geschichtsklassen von Zeit zu Zeit, vom 15. Juli angefangen, in zusammenfassenden Vorträgen die wichtigsten Kriegsergebnisse geschildert habe, und so unvollkommen sie auch gewesen sein mögen, vergeblich sind diese Stunden über allerneueste Geschichte nicht gewesen! Nicht jede Schülergeneration erlebt solche Dinge, und solche Dinge wie 1870 kann überhaupt keine mehr erleben, aber in einem kräftig aufstrebenden Volke werden immer wieder Augenblicke kommen, wo ein großes nationales Interesse in den Vordergrund tritt und auch die Teilnahme der Schule fordert. Mit vollem Rechte ist daher in festlicher Stunde schon von der deutschen Kriegsmarine und der deutschen Kolonialpolitik geredet worden, oder von den großen Männern, die unser Reich geschaffen und ausgebaut haben. Auch dagegen wird nichts einzuwenden sein, wenn von solchen Dingen in der Klasse gesprochen wird, nur daß es einem natürlichen Bedürfnis entgegenkommen muß.

Zwiespältige Stimmungen, wie etwa 1866, werden derartige Erörterungen heute nicht mehr stören. Denn wir wissen heute, wo unser Vaterland ist, und wie wir zu ihm stehen. Vor dreißig Jahren begannen wir es zu ahnen, vor vierzig Jahren wußten wir es noch nicht. Als damals der Krimkrieg die Aufmerksamkeit Europas fesselte und eine Zeit lang auch Deutschland in seinen Wirbel hineinzureißen drohte, oder vielmehr dies lose, zerfahrene Staatenbündel mit unsichern Grenzen, das damals unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien stand, thatsächlich aber als Ganzes das Gespött Europas war, da regte sich an manchem Gymnasium ein Interesse für den im Grunde wunderlichen Kampf, und wir Jungen fochten nicht nur mit Zinn-

soldaten um Sebastopol, sondern auch mit Fäusten in der Klasse und mit Schneebällen auf der Straße, aber als — Türken und Russen! Keiner von uns fragte: Wie steht denn unser Vaterland dazu? Denn wir hatten noch keins, und wir konnten es auch von unsern Vätern nicht erfahren, denn sie wußten es selber nicht. Was wir damals im Vergleich zu heute entbehrt haben, das haben wir damals nicht gefühlt, wohl aber später ermessen.

Liebe Abiturienten! Sie haben dieses ganze große Erinnerungsjahr mit uns gefeiert, mit reiferm Verständnis als andre, ein schöner Abschluß Ihrer Laufbahn auf der Schule. Nehmen Sie diese Erinnerung als einen wertvollen Besitz mit hinaus! Selbständiges Urteil sollen Sie sich nun bilden auch über allgemeine Fragen, auch über politische Dinge. Sie mögen studiren, was Sie wollen, Sie mögen einen Beruf ergreifen, welchen Sie wollen, das zu thun ist Ihre Pflicht, und gerade darüber pflegen die Studienjahre, wenn sie recht angewandt werden, zu entscheiden. Sie sollen nicht etwa Ihren romanischen Kommilitonen nacheifern, die so gern ihre unreifen politischen Ansichten in kindischen Krawallen äußern; Sie werden auch dann gute Deutsche sein, wenn Sie nicht bei Gelegenheit eine feindliche Fahne verbrennen. Sie werden in manchen Dingen wahrscheinlich anders denken als wir. Sie werden neue Ideale haben, denn unaufhaltfam scheint sich in unsrer gebildeten Jugend der Übergang zum sozialen Ideal zu vollziehen. Vergessen Sie darüber das nationale nicht, das uns in unsrer Jugend ergriff, begeisterte und erhob. Denn nur in dem Rahmen und unter dem Schirme des nationalen Staates sollen und dürfen sich neue Ideale verwirklichen. *Εἰς οὐρανὸς ἄριστος, ἀμύνησθαι περὶ πάσης*, so rufen Ihnen die goldglänzenden Namen Ihrer 1870/71 gefallnen Kameraden dort von der Marmortafel her zu. Ihnen gehört das zwanzigste Jahrhundert! Sorgen Sie dafür, daß es nicht kleiner werde, als dies trotz alledem so gewaltige neunzehnte, an dessen Ende wir stehen, und daß das Vaterland nicht kleiner werde, sondern zunehme an innerer Wohlfahrt und äußerer Macht, daß es seinen Platz einnehme nicht nur unter den Völkern Europas, sondern unter den großen Nationen, denen die Herrschaft der Welt gehört. Das walte Gott!

